


Ein schonungslos kritischer Blick in die Zukunft

# Schöne, neue ArbeitsWelt

von Gerald Hüther



**W**as wir Menschen heute an uns selbst bestaunen, worauf wir stolz oder worüber wir nach wie vor besorgt sind, ist das Resultat einer bemerkenswerten evolutionären Kulturleistung. Wie war das möglich? Was hat uns wirklich zu dem gemacht, was wir heute sind? Und in die Zukunft weitergedacht: Was brauchen wir, damit uns das bisher Erreichte nicht wieder verloren geht und wir auch weiterhin unsere Potenziale entfalten können?

**Von der „Brave New World“**, die Aldous Huxley 1932 der Menschheit prophezeit hat, ist manches heute schon Wirklichkeit. Es gibt zwar noch keine Weltregierung und auch keine Brut- und Aufzuchtstationen, in denen der Nachwuchs für diverse Menschen-Kasten von „Alpha“ bis „Epsilon“ produziert wird – aber die allgemeine Konditionierung auf Konsum und Sex funktioniert schon recht gut, und nach der Wunderdroge „Soma“, die alle glücklich macht, weil sie das Bedürfnis zum kritischen Denken unterdrückt, wird auch schon intensiv gesucht.

In einem Punkt allerdings lag Huxley's Prognose ziemlich daneben: Er konnte damals noch nicht ahnen, wie schnell sich diese, seine Welt verändern würde. Jene fortschreitende Auflösung der hierarchischen Ordnungsstruktur, wie sie unsere Gesellschaft heute in vielen Bereichen erlebt, war für ihn genauso unvorstellbar, wie die Möglichkeit, „niedere Arbeiten“ in Industrie und Haushalt von digital gesteuerten Maschinen und Robotern erledigen zu lassen.

Lasst uns hier also mal die von Aldous Huxley entworfene Zukunftsversion ein wenig „updaten“ und aus heutiger Sicht, nach dem Stand der Dinge im Jahr 2018, betrachten:

**Wie wird sich unser Leben in Zukunft verändern?** Wohin entwickelt sich unsere Gesellschaft? Und worauf müssen wir uns jetzt schon vorbereiten? Diese spannenden Fragen beschäftigen nicht nur Science-Fiction-Autoren und Zukunftsforscher, sondern uns alle. Bei der Suche nach Antworten bevorzugt man heute noch immer den einfachsten Weg: einfach das linear weiterzudenken, was im momentanen Entwicklungsstadium der Gesellschaft bereits entstanden ist. Auf diese Weise extrapolierte Vorhersagen des Bevölkerungswachstums, der Klimaerwärmung, der Lebenserwartung oder des Anstiegs demenzieller Erkrankungen kennen wir zu Genüge. Zweifelsohne sind das wichtige, hilfreiche und mit objektiven Daten belegbare wissenschaftliche Prognosen. Dennoch haben sie einen Haken, der nur selten ernsthaft hinterfragt wird: Sie gehen davon aus, dass sich die Lebenswelt der Menschen verändert, nicht aber die Menschen selbst. Sie entwerfen ein Szenario, das mit größter Wahrscheinlichkeit dann eintritt, wenn wir alle so weitermachen wie bisher.

Nun, es gibt in der Tat auch genügend Befunde und sogar wissenschaftlich abgesicherte Theorien, die dem Menschen eine enorme Änderungsresistenz attestieren bzw. unterstellen. Lange Zeit machte man den „lieben Gott“ dafür verantwortlich und meinte, er hätte die Menschen nun mal so gemacht, wie sie sind. Im 20. Jahrhundert berief man sich dann immer mehr auf „genetische Anlagen“, um zu erklären, dass Menschen eben mit besseren oder schlechteren Voraussetzungen zur Welt kämen und sich daran auch nichts mehr ändern ließe.

**Liegt also alles in unseren Genen?** Charles Darwin führte die von ihm beschriebene körperliche und psychische Variabilität, an der die Selektion ansetzte, zunächst noch auf beides zurück: auf angeborene Anlagen und erworbene Eigenschaften. Seit der Entdeckung des genetischen Codes und der

Mutation und Rekombination von DNA-Sequenzen setzte sich jedoch nach und nach die Überzeugung durch, dass alles, was wir sind und tun, im Wesentlichen genetisch bedingt und daher unbeeinflussbar festgelegt ist.

Auf Grundlage dieser „wissenschaftlichen Erkenntnis“ verbreiteten sich sehr rasch höchst fragwürdige Vorstellungen über „bessere und schlechtere Rassen“, gefolgt von schrecklichen Versuchen, der natürlichen Selektion mittels „Auslese minderwertiger Erbträger“ in Auschwitz und anderswo zu Hilfe zu kommen. Genetische Theorien dienten auch zur Diskriminierung des weiblichen Geschlechts und zur Sicherung des patriarchalen Herrschaftsanspruchs. Und bis heute bilden sie die Grundlage für die Differenzierung von Kindern in „Höher- und Weniger-Begabte“ und für die Rechtfertigung der Aufrechterhaltung eines dreigliedrigen Schulsystems.

**Letztendlich erwies sich aber auch diese Orientierungshilfe als Flop!** Die Ergebnisse des zu Beginn des neuen Jahrtausends an seinem Höhepunkt und gleichzeitig Ende angelangten „Human Genom Projekts“ waren ernüchternd: Das menschliche Genom enthält nicht viel mehr Gene als das der Würmer. 99,5% unseres Erbguts sind identisch mit dem unserer nächsten äffischen Verwandten – das heißt, seit es den Homo Sapiens gibt, hat sich an seinem Erbgut nichts mehr verändert. Die Entwicklung der menschlichen Spezies in den letzten 100.000 Jahren beruht also keineswegs auf unseren genetischen Anlagen. Sie ist vielmehr Ausdruck des Umstandes, dass es unseren Vorfahren von Generation zu Generation gelungen ist, ihr genetisches Potenzial immer stärker zu entfalten und umzusetzen. So konnte aus uns werden, was wir heute sind: aufrecht gehende, sprechende, lesende, schreibende, rechnende, die Welt entdeckende und gestaltende, selbstreflexive und aus Fehlern lernende Nachfahren jener Urmenschen, die sich auf den Weg zu einer kulturellen Evolution gemacht hatten. Das war ziemlich viel Arbeit – und die ist noch lange nicht zu Ende...

**Der genetische Determinismus** hat seine einstige Überzeugungskraft längst eingebüßt. Entscheidend dafür waren neue Entdeckungen und neue Erkenntnisse, vor allem auf dem Gebiet der Neurobiologie. Als maßgeblich für unser geistiges Potenzial erwies sich lediglich eine genetische Anlage: die Herausbildung eines enormen Überschusses an Nervenzellen und Nervenzellverknüpfungen im Gehirn jedes menschlichen Embryos. Welche dieser Verknüpfungsangebote bestehen bleiben, hängt jedoch von unseren Erfahrungen ab – und die beginnen bereits im Mutterleib: Die ersten Vernetzungen werden im Verlauf der vorgeburtlichen Entwicklung stabilisiert, und zwar durch Signalmuster des eigenen Körpers an das Gehirn. Daher kommt bereits jedes Kind mit einem Gehirn zur Welt, das genau zu seinem Körper und den dort ablaufenden Prozessen passt. Nach der Geburt entscheiden vorwiegend die mit Bezugspersonen gemachten Erfahrungen, welche neuronalen Verknüpfungen im kindlichen Gehirn stabilisiert und ausgebaut werden und welche nicht. Das menschliche Gehirn ist also am Anfang seiner Entwick-

lung enorm offen und ausbaufähig. Und es behält diese Plastizität und Lernfähigkeit prinzipiell bis ins hohe Alter – sofern der betreffenden Person nicht diese ursprüngliche, in der inneren Organisation des Gehirns angelegte Freude am eigenen Entdecken und am gemeinsamen Gestalten verloren geht.

**Was hat das nun alles mit „Arbeit“ zu tun?** Der deutsche Philosoph und Historiker Friedrich Engels hat bereits 1876 einen Aufsatz mit dem Titel *„Der Anteil der Arbeit an der Menschwerdung des Affen“* geschrieben. In seiner Zeit verstand man unter „Arbeit“ freilich noch etwas ganz Anderes als das, was unser Kulturkreis seit Beginn der Industrialisierung damit meint: Lohnarbeit, die Lieferung physischer oder psychischer Leistungen gegen ein Entgelt, das wiederum dazu benutzt wird, den eigenen Lebensunterhalt zu sichern – und ggf. auch noch den der Nachkommen und damit die Reproduktion der Ware „Arbeitskraft“. Angesichts dieser Entwicklung stellt sich die Frage: Kann auch diese Art von „Arbeit“ tatsächlich dazu beitragen, den bisher erreichten Stand unserer kulturellen Entwicklung zu sichern? Und bietet sie neue Anstöße für eine weitere Entfaltung der menschlichen Potenziale?...

Die Antwort aus neurobiologischer Sicht lautet eindeutig „Nein“. Das menschliche Gehirn ist nämlich nicht für die Durchführung bezahlter Tätigkeiten und Dienstleistungen optimiert, sondern für das Lösen von Problemen, die das Leben in einer menschlichen Gemeinschaft zur Genüge bereithält. „Arbeit“ im mensch-gemäßen Sinn ist jede körperliche oder geistige Anstrengung, zu der wir uns aufrufen, um etwas Neues auszuprobieren, eine Bedrohung abzuwenden oder eine Herausforderung zu meistern. Erst diese „hirngerechte“ (und gleichzeitig Sinn-stiftende) Definition von „Arbeit“ macht deutlich, was Friedrich Engels vor mehr als 140 Jahren in seinem Aufsatz zum Ausdruck gebracht hat:

**„Artgerechte Arbeit“ ist jede Beschäftigung**, die Menschen nach neuen Lösungen suchen (oder vielleicht auch nur erneut in alte Muster flüchten) lässt. Arbeit ist alles, was uns im weitesten Sinn „bewegt“ und „anregt“. Und das Ergebnis dieser „Arbeit“ ist nicht vorrangig das Produkt, das dabei entsteht, sondern die eigene Weiterentwicklung – die Vervollkommnung und Entfaltung von bisher noch nicht sichtbar gewordenen Entwicklungsmöglichkeiten.

Im eigenen Tätigsein können wir Menschen zwei seelische Grundbedürfnisse gleichzeitig stillen: einerseits das Bedürfnis nach Kompetenzerwerb, Autonomie und Freiheit – andererseits jenes nach Zugehörigkeit, Verbundenheit und Geborgenheit. Wer etwas tut, das ihm eigene Weiterentwicklung ermöglicht und ihn gleichzeitig mit anderen Menschen verbindet, ist kein Bedürftiger mehr. Nur unter dieser Voraussetzung können wir die in uns angelegten Potenziale frei und aus uns selbst heraus entfalten. Denn nur dann erleben wir uns nicht als Objekt der Absichten, Erwartungen, Belehrungen, Bewertungen oder gar der Maßnahmen und Anordnungen anderer, sondern als Subjekt, als Gestalter unseres



eigenen Lebens und Zusammenlebens.

Das Problem ist nur: Diese Subjekt-Erfahrung können nur solche Menschen machen, die nicht in eine hierarchische Gesellschaftsstruktur hineinwachsen und eingebunden werden. Denn in jedem hierarchischen System werden Menschen zwangsläufig zu Objekten der jeweils übergeordneten Personen oder Organisationen gemacht.

**Brauchen wir noch hierarchische Ordnungen?** Vor mehr als zehntausend Jahren, als unsere Vorfahren sesshaft wurden und begannen, Ackerbau und Viehzucht zu betreiben, erwies sich eine hierarchische, das Zusammenleben ordnende Struktur durchaus als vorteilhaft. Ohne klare Rollenzuweisungen und ohne „Anführer“, die allen anderen sagten, was sie zu tun und zu lassen haben, hätte keine dieser frühen Gesellschaften ihre Besitztümer und ihren Fortbestand wahren können. Als besonders vorteilhaft erwies sich diese Struktur bei kriegerischen Auseinandersetzungen – aber auch in der Produktion, im Handel, im Finanzwesen, in Familien und Sippen, in Kirchen und Klöstern entwickelten sich solch hierarchische Ordnungen. Und in jeder dieser Hierarchien strebten die Untergebenen mit ganzer Kraft danach, in höhere Positionen aufzusteigen. Am besten gelang ihnen das durch die Erbringung herausragender Leistungen, durch die Aneignung von besonders viel Können und Wissen und das Entdecken und Erfinden technischer Innovationen.

Dieser Wettbewerb um entsprechende Aufstiegschancen führte allerdings zwangsläufig dazu, dass sich die anfangs noch recht gut überschaubaren Lebensräume enorm ausweiteten und immer komplizierter wurden. Als vorläufiges Ergebnis dieser Entwicklung entstand jene hochtechnisierte, digitalisierte und globalisierte Welt, in der wir heute leben. Und in dieser hochkomplexen, global vernetzten und voneinander abhängig gewordenen Welt ist nun ein neues Problem entstanden, das es in der gesamten Menschheitsgeschichte noch nie gegeben hat: Die alte hierarchische Ordnungsstruktur erweist sich als völlig ungeeignet, um die Stabilität einer derartigen hochentwickelten Gesellschaft zu sichern, geschweige denn ihre künftige Entwicklung zu steuern. Sie hat ihre Orientierung-bietende und Ordnung-stiftende Kraft durch genau das verloren, was sie selbst hervorgebracht hat: einen enormen Zuwachs an Komplexität.

Lösbar ist dieses Problem jetzt nur noch durch einen fortschreitenden Abbau der traditionell gewohnten Hierarchien. Das bedeutet aber, dass es dann auch keinen Vorgesetzten mehr geben wird, der seinen Untergebenen vorschreibt, was sie wie und bis wann zu tun haben. Funktionieren kann das alles nur dann, wenn „Arbeit“ künftig anders als bisher verstanden wird und wir uns fragen:

**Weshalb „arbeiten“ wir eigentlich?** Manche Menschen arbeiten einfach, weil sie gerne tätig sind. Die freuen sich über alles dabei Erreichte – weil es sie selbst oder andere weiterbringt – und betrachten ihr bloßes Tätigsein, das Herstellen von Produkten oder Entwickeln von Ideen als erfüllend. Und dann gibt es auch solche, die deshalb „arbeiten“, weil sie mit



ihrer Leistung etwas erreichen oder erlangen wollen: Anerkennung und Lob beispielsweise, oder eine entsprechende Gehaltserhöhung, oder mehr Bedeutsamkeit, die sich durch höhere Positionen auf der Karriereleiter ausdrückt. Sie verfolgen mit ihrem Tun also einen Zweck und ein Ziel – und machen sich damit selbst zum Objekt ihres eigenen ungestillten Bedürfnisses nach mehr Anerkennung.

Auch wenn es auf den ersten Blick ähnlich aussehen mag – das Ergebnis von solch unterschiedlichen Motivationen ist nicht dasselbe. Denn wer nicht wirklich an dem interessiert ist, was er macht, sondern sich primär an der Wirkung seines Tuns auf andere Leute orientiert, wird seine Arbeit genau so verrichten, dass das Ergebnis den Vorgaben und Vorstellungen dieser anderen gerecht wird. Das ist grundsätzlich auch okay, hat aber einen bedenkenswerten Nachteil: Diese Art von „Arbeit“ ist so genau definiert, so gut beschreibbar und ausführbar, dass sie nicht nur von jeder anderen Person mit einer ähnlichen Qualifikation (wie etwa in Seniorenheimen durch koreanische Altenpflegerinnen), sondern auch von einem Roboter oder Computer mit entsprechender Programmierung ausgeführt werden kann (was im Zuge von „Industrie 4.0.“ zunehmend der Fall sein wird).

**Welche Berufsbilder in den nächsten Jahrzehnten aussterben** und wie viele Arbeitsplätze von Automaten und Robotern übernommen werden, können wir gegenwärtig noch nicht vorhersagen. Sicher ist nur, dass digitale Maschinen am besten für jene Arbeiten geeignet sind, bei denen es nur darauf ankommt, dass sie möglichst effizient, zuverlässig und vorschriftsmäßig erledigt werden. Verkäufer, Bürokräfte, Krankenpfleger, Gärtner... ja sogar Ärzte, Lehrer oder Richter, die einfach nur tun, was von ihnen verlangt wird, sind schnell durch derartige Automaten ersetzbar. Nicht nur weil das billiger ist, sondern weil diese Maschinen solche Routinearbeiten effizienter ausführen, nicht ermüden, keinen Urlaub brauchen, keine Fehler machen und schlicht produktiver sind.

Was elektronische und digitale Geräte zu leisten imstande sind, ist schon heute beeindruckend genug. Selbstfahrende Autos und japanische Pflegeroboter sind nur der Anfang einer nicht mehr aufzuhaltenden Entwicklung. Sicherlich werden durch die Digitalisierungswelle auch viele neue Berufe und Arbeitsplätze entstehen. Daran erfreuen werden sich aber garantiert nicht jene Personen, die noch nie in ihrem Leben gern und mit einer inneren Freude am Tätigsein gearbeitet haben. Und das sind leider nicht wenige...

**All die vielen Menschen, die nur deshalb arbeiten, weil sie „müssen“** und etwas dafür „bekommen“, werden in dieser schönen neuen Arbeitswelt nicht mehr gebraucht. Das heißt aber auch, dass sie dann kein Einkommen mehr haben. Die Lösung für dieses Problem wäre die Einführung eines Bedingungslosen Grundeinkommens – allerdings ist es sehr unwahrscheinlich, dass jemand, der noch nie in seinem Leben gern gearbeitet hat, plötzlich Freude am Tun entdeckt, wenn er nicht mehr arbeiten muss.



Wesentlich wahrscheinlicher ist, dass diese Personen dann ihr Grundeinkommen zur Verwirklichung der vielen Träume nutzen, welche sich im Rahmen ihrer bisher ausgeführten Lohnarbeit nicht realisieren ließen. Zeit haben sie dann ja genug. Und vermutlich reicht auch das Geld, um sich billige digitale Vergnügungen zu gönnen. Die dafür erforderlichen Geräte und deren Hersteller warten bereits auf ihre Nutzer. Etwa diese Virtual-Reality-Brillen, die werden schon jetzt immer günstiger. Da bleibt in Zukunft kein Wunsch mehr offen: Mit Delphinen im Meer spielen, den Mount Everest erklimmen, günstig einkaufen... ja sogar Sex wird jederzeit möglich sein, ohne vom Sofa aufstehen zu müssen! Immerhin werden 90% der derzeitigen Entwicklungskosten für möglichst realistisch anmutende VR-Programme von der Pornoindustrie finanziert.

**Worauf wir zusteuern, ist folgendes Szenario:** Wer seine Lust am Arbeiten und kreativen Tun verloren hat (weil ihm oder ihr schon in der Schule die Freude am Lernen ausgehtrieben wurde), wird in den nächsten 20 Jahren aus den Arbeitsprozessen ausgegliedert. Da solche Menschen meist auch diejenigen sind, die sich für ihr so schwer verdientes Geld „etwas gönnen und leisten“ müssen, könnte das sogar ein Segen für die Welt sein – denn dann hören sie vielleicht damit auf, unseren Planeten in bedrohlicher Weise auszuplündern und zu zerstören: mit ihrem Konsumwahn, mit ihren SUV's, Billigflug-Ferienreisen und Schnäppchenjagden, mit ihrem Plastikmüll oder ganz allgemein mit der unglaublichen Gedanken-, Würde- und Sinnlosigkeit ihres Denkens und Handelns.

Endlich von ihrer Lohnarbeit befreit, sitzen sie dann mit VR-Brillen auf der Birne zu Hause herum und richten keinen Schaden mehr an. Sie vermehren sich auch nicht mehr, weil der Sex mit den Pornoprogrammen ihrer Brillen viel weniger Arbeit macht und auch jederzeit und nach Belieben besser funktioniert, als mit einem lebendigen Partner.

Darwin läßt grüßen...

Jener gigantische evolutionäre Selbstreinigungs- oder Selektionsprozess ist in manchen Bereichen schon längst in Gang gekommen. Übrig werden nur jene bleiben, die dazu bereit sind, den Schaden, den die lustlosen Arbeiter angerichtet haben, allmählich und vor allem freiwillig, aus eigenem inneren Antrieb, und dann auch ohne Bezahlung wieder zu beheben.

**Damit schließt sich der Kreis,** und wir kommen wieder am Beginn unseres kleinen Ausflugs in die schöne neue Welt des Arbeitslebens an: So kann es werden, und so oder so ähnlich wird es wohl auch kommen – jedenfalls dann, wenn wir einfach so weitermachen wie bisher.

Hirntechnisch wäre es kein Problem, uns selbst und unsere bisherige Einstellung zu dem, was wir „Arbeit“ nennen, grundlegend zu verändern. Immerhin kommt jeder Mensch nach wie vor mit einer unbändigen Lust am eigenen Entdecken und gemeinsamen Gestalten zur Welt. Warum geht dann so vielen diese ursprüngliche Freude am Lernen und



Tätigsein verloren? Weil sie schon als Kinder zu Objekten unserer Erwartungen und Ziele, unserer Belehrungen und Bewertungen, unserer Maßnahmen und Anordnungen gemacht wurden. Kein Erwachsener wird mit Freude tätig sein, wenn er bereits im Kindergarten, spätestens aber in der Schule gezwungen war, seine angeborene Lust am Lernen zu unterdrücken.

Das könnten wir ändern, wenn wir wollten. Vielleicht ermutigt das hier entworfene Szenario dazu, endlich den hierfür erforderlichen Willen aufzubringen und die notwendigen Veränderungen einzuleiten.

## infos & literatur

*Prof. Dr. Gerald Hüther*

*Jg. 1951, ist Neurobiologe und einer der bekanntesten Hirnforscher im deutschsprachigen Raum.*

*Der Autor zahlreicher Bücher ist auch Gründer der „Akademie für Potenzialentfaltung“, die mit vielen Projekten aktiv zum gesellschaftlichen Wandel beiträgt.*

*Mehr über ihn unter:*

[www.gerald-huether.de](http://www.gerald-huether.de)

[www.akademiefurepotentialentfaltung.org](http://www.akademiefurepotentialentfaltung.org)



### Weiterlesen:

• **Etwas mehr Hirn, bitte.** Eine Einladung zur Wiederentdeckung der Freude am eigenen Denken und der Lust am gemeinsamen Gestalten (Verlag V&R, 2015)

• **Was wir sind und was wir sein könnten.**

Ein neurobiologischer Mutmacher (Fischer TB, 2013)

• **Jedes Kind ist hoch begabt.** Die angeborenen Talente unserer Kinder und was wir aus ihnen machen (Verlag btb, 2013)

*Alle von Gerald Hüther!*

• **In meinem Element.** Wie wir von erfolgreichen Menschen lernen können, unser Potenzial zu entfalten von Ken Robinson (Goldmann/Arkana, 2010)